



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

χ. χ.: Briefe aus der Kaiserstadt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wechselnd vom Oberpräsidenten und vom Vorsitzenden der Provinzialversammlung geführt wird. Außerdem kann die Provinzialversammlung für gewisse Verwaltungszwecke Provinzialcommissionen unter dem Landesdirector bilden. Ueber dem Allen stehen die einzelnen Ministerien und das Gesamtministerium. Nun sage man, ob es möglich gewesen wäre, noch mehr Stellen einer unvermeidlichen Friction zu etabliren! Kaum haben wir Deutsche ein wenig Einheit und Einfachheit in unsern Gesamtstaat gebracht, so scheint es, wollen wir uns beeilen, in den größten Bundesstaat, der Alles einer straffen Verwaltung verdankt, die constituirte Anarchie einzuführen.

Hier muß radical geholfen werden oder das Alte, unendlich Bessere erhalten bleiben. Wir schlagen vor, die Regierungsbezirke ganz wegfällen zu lassen, dafür aber die Provinzen zu vermehren und kleiner zu machen. Ebenso muß der Landesdirector weg- und seine Function dem Oberpräsidenten zufallen. Der Oberpräsident muß allein den Vorsitz im Provinzialauschuß führen und ähnlich, wie der Reichskanzler über den Bundesrathsausschüssen und über den Abtheilungen des Reichskanzleramtes, über allen Provinzialbehörden stehen, in denen er sich überall vertreten lassen kann.

Wir werden Gelegenheit haben, auf diese Ansichten wiederholt und begründend zurückzukommen.

C—r.

## Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 7. Februar.

Da haben wir einmal einen ächt norddeutschen Fasching! Ein Zephyr, der unsern jugendlichen Schönen die Schminke erspart, und ein Schneegeföber so lustig und solide, daß Einem das Herz im Leibe lacht. Mag der römische Carneval den Frühling zur Voraussetzung haben, der fastnachtliche Mummen-schanz, wie ihn unsere heimathlichen Altvordern getrieben, fand meines Bedünkens seine richtige Staffage in einer regelrechten Winterlandschaft. Freilich ist diese fröhliche Narrethei den modernen Geschlechtern nur der Sage nach bekannt. Das Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit einmal über die ernste Lebens- und Gesellschaftsordnung übermüthig hinauszusetzen, regt sich auch heute noch in jeder kräftigen Natur; aber jene collective Ausgelassenheit, die wie von elektrischen Funken entzündet, gleichzeitig eine ganze Bevölkerung ergriff, ist für den protestantischen Norden auf immer dahin. Wohl müht man sich hie und da, die alten Reminiscenzen zu neuem Leben zu erwecken, aber in Berlin

wenigstens wird der Galvanisirungsversuch nicht von Erfolg sein. Man hört von einer „Großen Carnevals-gesellschaft“; wer aber bemerkt etwas von ihrem Wirken? Am Dienstag wird der Bewohner der Kaiserstadt unter den Localnachrichten der Blätter lesen, daß Tags zuvor eine große „Kappensahrt“ statt gefunden, aber von jedem Tausend der hauptstädtischen Bevölkerung werden kaum fünf von dem Aufzuge etwas wahrgenommen haben. Nein, in Privatsirkeln mögen allerlei Scherze gelingen, aber den Fasching wieder zu einem öffentlichen Volksfeste machen zu wollen, ist in der nüchternen „Stadt der Intelligenz“ ein nutz- und aussichtsloses Beginnen. Die „Volksredouten“ ohne Masken und die Pfannkuchen — das werden bei uns für die große Menge nach wie vor die einzigen Ueberreste der alten Carnevalsfeier bleiben.

Nicht einmal unsere Theater nehmen sich die Mühe, den Faschingstagen zu Liebe ihr gewöhnliches Repertoir zu unterbrechen. Das Opernhaus kündigt für den Fastnachtsdienstag Verdi's tragische „Aida“, das Schauspielhaus für den Fastnachtsmontag Kleist's „Hermanns-schlacht“ an. Bei dem letzteren Stück verlohnt es sich, einen Augenblick zu verweilen. Seine Vorführung in der trefflichen Bearbeitung von Rudolph Genée ist die hervorragendste That, welche die königl. Bühne in der gegenwärtigen Saison zu verzeichnen hat. Man faßt es kaum, wie dies Juwel patriotischer Bühnendichtung so lange unbenutzt, ja ungekannt in der Kumpelkammer liegen konnte. Wie haben sich in den großen und ernsten Tagen unserer jüngsten nationalen Erhebung die deutschen Theaterdirectionen abgemüht, ein Drama zu finden, welches der öffentlichen Stimmung entgegentäme, dem Alles beherrschenden Gefühle einen würdigen Ausdruck verleihe! Schiller's Tell, nach welchem allerwärts zuerst gegriffen wurde, paßte doch nur halb in die Situation. Und was für Machwerke haben wir uns inzwischen von unsern nationalen Gedenktagen gefallen lassen müssen! Da endlich langt man dies vergessene Kleinod hervor, und welch' einen glücklichen Griff man damit gethan, zeigt der außerordentliche Erfolg. Das ernste Stück ist in den Räumen unseres Schauspielhauses selten der Gegenstand enthusiastischer Kundgebungen; hier erdröhte das Haus von zahllosen Beifallsalven. Bis zu welcher Höhe erst hätte die Begeisterung steigen müssen, wenn das Stück vier Jahre früher über die Bretter gegangen wäre!

Der Grund dieser durchschlagenden Wirkung liegt zunächst in dem nationalen Geiste, welcher das Drama durchweht, außerdem aber auch in dem künstlerischen Werthe der Dichtung. Freilich hatte Heinrich v. Kleist durchaus nicht die Absicht, eine Episode der altgermanischen Geschichte historisch getreu darzustellen; er wollte nichts weiter, als ein auf die unmittelbarste Gegenwart berechnetes Tendenzstück schreiben, und der Zuschauer kann es mit Händen greifen, daß unter dem der grauen Vorzeit entlehnten Gewande das

Deutschland der Rheinbundszeit gezeichnet ist. Dennoch ist in dem Ganzen das Colorit des Taciteischen Germaniens mit Glück getroffen. Sind auch Ideen und Zustände des Stückes der modernen Zeit entlehnt, die handelnden Personen sind Naturen von einer urwüchsigen Derbheit, die sich mit dem Wesen des heutigen Geschlechts nicht zusammenreimen lassen würde. Merkwürdig und doch sehr begreiflich: menschlich weitaus am nächsten stehen uns in dieser fremden Welt die Feinde Germaniens. Der Römer Ventidius ist ein Hösling unserer Tage; Varus erscheint als ein Mann von vornehmer Bildung; als ihm jeder Weg abgeschnitten ist, fügt er sich mit weltverachtender Resignation in sein Schicksal; mit der Verzweiflung eines modernen Philosophen stürzt er sich in sein Schwert. Wie anders die fellumgürteten Germanen! Ihre rauhe Art winkt imponirend, flößt Ehrfurcht und Entsetzen ein, aber wäre nicht das patriotische Band, das uns unwiderstehlich an diese Recken fesselt, sie würde uns eher abstoßen, als anziehen. Auf alle Fälle jedoch bewundern wir die geniale Zeichnung und Motivirung der Charaktere. Freilich hat auch hier die Tendenz den rein künstlerischen Impuls überwogen. Der Held des Stückes ist, objectiv betrachtet, nichts weniger als ein Muster der sprichwörtlichen deutschen Treue und Biederkeit. Seine Hauptwaffe gegen die Römer ist die diplomatische Verschlagenheit und Hinterlist. Eine streng moralische Beurtheilung wird an diesem dominirenden Charakterzuge Anstoß nehmen; dem Dichter aber galt es gerade, seinem Volke klar zu machen, daß zur Abschüttelung fremder Herrschaft jedes Mittel erlaubt sei. Die gleiche Absicht hat ihn bei der Zeichnung der Thusnelde geleitet. Wer von dieser Figur ein von hohen Ideen begeistertes Heldenweib erwartet, sieht sich getäuscht. Die personifizierte Naivetät, läßt sie sich von Ventidius arglos den Hof machen, für die allgemeine Lage, für die Pläne ihres Mannes hat sie weder Verständniß noch Sympathie; erst als sie erfährt, daß der freche Römer eine ihr geraubte Locke nicht für sich behalten, sondern der Kaiserin „zur Probe“ übersandt hat, da lodert sie auf und verwandelt sich zur rachedurstigen Furie. Solcher argumenta ad hominem glaubte der Dichter zu bedürfen, um den Haß der deutschen Frauen gegen die Franzosen zu entflammen.

Die sympathischste Figur des Stückes ist ohne Zweifel der alte Suevenfürst Marbod. Ihn ruft Hermann zu Hülfe. Anfangs zweifelt er an der redlichen Absicht des Cheruskerfürsten — so durfte der Deutsche nicht mehr dem Deutschen trauen! —; aber als er erkennt, daß wirklich die Stunde der Abschüttelung des fremden Joches und der Einigung des Vaterlandes geschlagen, da ist sein Entschluß gefaßt, trotz aller Ohrenbläserien, da weiß er nicht schnell genug die Waffen umzugürten, um noch zur rechten Stunde das Schlachtfeld zu erreichen. Die Scene, von dem wackern Berndal vortrefflich gespielt, hat das Publikum zu heller Begeisterung hingerissen; wie viel

gewaltiger noch hätte sie wirken müssen in jenen Tagen, da die treuen Söhne der bairischen Berge, den giftigen Wühlereien der schwarzen Brut zum Troste, auf den preussischen Hülfseruf zum Rhein eilten!

Vielfach ist gegen das ganze Stück der Vorwurf erhoben worden, daß es zu dürftig motivirt erschten; man sehe zu wenig von den Schandthaten der Römer. Vom Standpunkte der abstracten Beurtheilung ist das richtig. Einem gelehrten Kritiker, der in fernen Zeiten, nach dem Untergange der heutigen Kulturepoche, die Kleist'sche „Hermannsschlacht“ vielleicht einmal ästhetisch secirt, mag die Wirksamkeit dieses Dramas unverstänlich sein; so lange aber ein deutsches Volk lebt mit ungebrochenem Nationalgefühl und ungetrübter Erinnerung an seine Vergangenheit, wird dieser Fehler des Stückes am wenigsten empfunden werden. Es hat die Unterjochung des Vaterlandes zur stillschweigenden Voraussetzung. Und weil die Fremdherrschaft jedem lebenskräftigen Volke als die härteste Schmach gilt, und weil wir diese Schmach über die Maßen haben erdulden müssen, darum übertönt diese beredte Predigt des Hasses gegen die Unterdrücker in uns alle Zweifel der Kritik.

An der Aufführung, welche der „Hermannsschlacht“ im Schauspielhause zu Theil wird, darf man seine herzlichste Freude haben. Wer je gezweifelt hat, daß das vorjährige Gastspiel der Meininger in der Friedrich-Wilhelmstadt ein wahrer Segen für unsere königl. Bühne gewesen, wird jetzt bekehrt sein. Eine so opulente und der historischen Situation genau angepaßte Ausstattung haben wir früher im Schauspielhause nie gekannt. Und auch in der Inszenirung sind ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Die schwierigen Volksscenen z. B., wenn sie auch die Virtuosität des Thüringer Vorbildes noch nicht ganz erreichen, gelingen jetzt doch wenigstens so, daß sie den Zuschauer wirklich ergreifen, während sie früher nur zu leicht geeignet waren, seine Heiterkeit zu erregen. Kurz, jener Standpunkt, von dem aus man uns zumuthete, mit vornehmer Resignation auf die Staffage im Drama zu verzichten, ist überwunden; die Aufführung der „Hermannsschlacht“ gehört zu dem Vollendetsten, was auf unserer Hofbühne je gesehen wurde. —

Eine äußerst anziehende Novität bietet zur Zeit das Stadttheater in Sardou's „Onkel Sam“. Der ergebenste und treueste Dramatiker des zweiten Kaiserreichs hat sich seit dem Ende der napoleonischen Herrlichkeit auf die Verhöhnung der Republik verlegt. Hatte es sein „Kabagas“ direct auf die französischen Republikaner abgesehen, so beabsichtigt er im „Onkel Sam“ seinen Landsleuten in einem „amerikanischen Zeitgemälde“ ein abschreckendes Beispiel vorzuführen. In Paris ist das Stück bekanntlich verboten worden, angeblich, weil man Reclamationen des amerikanischen Gesandten verhüten wollte. In Wahrheit fürchtete man sich vor dem Borne der heimischen Republikaner; wenigstens wäre die Besorgniß wegen einer Beleidigung der Union

sehr unnöthig gewesen. Hier geht „Onkel Sam“ seit reichlich drei Wochen allabendlich über die Bretter, aber Niemand hat davon gehört, daß etwa Herr Davis beim Auswärtigen Amte eine Beschwerde erhoben habe. Die Satire auf gewisse politische und sociale Zustände der Vereinigten Staaten ist freilich äußerst scharf, aber sie ist entweder gerecht, und dann läßt sich nicht gut etwas gegen sie einwenden, oder sie ist eine so handgreifliche Caricatur, daß es lächerlich wäre, sich über dieselbe ernstlich zu erbosen. Ueber den Inhalt des Stückes ist nicht gerade viel zu sagen. An Handlung ist, wie gewöhnlich bei Sardou, kein Reichthum; das ganze Schwergewicht fällt auf die Veranschaulichung der Sitten. Um so mehr ist das Geschick des Autors zu bewundern, mit dem er zahllose kleine Bühneneffecte anzubringen und den Zuschauer über den trägen Gang des Dramas hinwegzutäuschen versteht. Und was den eigentlichen Inhalt anlangt, so überraschen uns um die Wette scharfe Beobachtungsgabe, beißender Witiz und geistreicher Dialog. Welche Typen, dieser Tapplebot, der vor Freude auffauchen möchte über den schlauen Bankerott, den sein Sohn gemacht, über die doppelte Buchführung, welche seine Nichte über ihre Liebhaber führt! Dieser Ulysses, der seinem Vater das mit schwerem Gelde erkaufte Deputirtenmandat vor der Nase wegschnappt! Diese Bella, welche seelenvergnügt ihrem geschiedenen Gatten ihren zweiten Mann vorstellt! Und dann dieser Wahlagent Jyp, dieser Geistliche Buxton, dieser Advocat Fairferx, dieser Colonel Flybursy! Rauter lebensvolle, wahrhaft künstlerische Portraits! Und diesen Charakteren hat der Dichter ein paar Repräsentanten der alten Welt gegenübergestellt, selbstverständlich Franzosen, und nicht minder selbstverständlich von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit und Alles besiegender Genialität. Da kann es keine Frage sein, welche der beiden Welten den Kürzeren zieht. Doch läßt es der Autor inmitten dieses schroffen Gegensatzes auch an einer versöhnenden Idee nicht fehlen, indem er grade die raffinirteste und scheinbar herzloseste der amerikanischen Schönen durch die ritterliche Liebe eines jungen Franzosen zu den edelsten Gefühlen sich erheben läßt.

Die rückhaltlosen Verehrer der amerikanischen Union werden „Onkel Sam“ freilich mit sehr gemischten Gefühlen betrachten; Niemand aber wird dem Stücke das Prädicat eines hochinteressanten Bühnenerzeugnisses bestreiten können. Das Stadttheater, welches auf die Aufführung eine ganz besondere Sorgfalt verwendet, hat sich ein wirkliches Verdienst erworben, indem es uns mit demselben bekannt machte.

X. X.